

**Zeitschrift:** Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft Freiamt  
**Band:** 60 (1991)

**Artikel:** "General" Heinrich Fischer : Schwanenwirt zu Merenschwand, geboren 1790 - verschollen 1861  
**Autor:** Baumer-Müller, Verena  
**Kapitel:** Die Familie Heinrich Fischers  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1046286>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Familie Heinrich Fischers

Wenden wir uns nun Heinrich Fischers Privatleben zu. Wenn wir die Konstellation seiner Familie studieren, werden sicher jene Charakterzüge beleuchtet, die uns helfen werden, diese schwer zu fassende Persönlichkeit besser zu verstehen. Besonders aufschlussreich sind uns hier die erhaltenen Briefe, sowohl die Heinrich Fischers, als auch jene der Familienmitglieder untereinander.<sup>145)</sup> Sie vermitteln uns anschaulich die Familienatmosphäre der früheren glücklichen und der späteren tragischen Jahre.

Im Mittelpunkt unseres Interesses steht natürlich das Verhältnis Heinrich Fischers zu seiner Gattin. In einem kurzen Lebensbild dieser Frau, die Höhen und Tiefen durchleben musste, soll versucht werden, uns das Scheitern dieser Beziehung menschlich näher zu bringen.

## **Die Gattin Anna Maria geb. Michel (20. 5. 1796 – 2. 11. 1869)**

Anna Maria Josepha Verena Xaveria Michel wurde am 20. Mai 1796 in Hilfikon geboren, als Tochter des 11 Tage zuvor verstorbenen Josephus Michel und der Verena geb. Wey.<sup>146)</sup> Pate war der einzige Bruder des Verstorbenen, Xaverius Michel, damals Vicarius, später Pfarrer in Oberwil, der sich in ganz besonderer Weise um das einzige Kind seines verstorbenen Bruders kümmerte. Die Mutter war bei der Geburt ihres ersten Kindes 29 Jahre alt, der Vater, der die Geburt nicht mehr erleben sollte, war am 9. Mai 1796 im Alter von erst 34 Jahren gestorben. Die junge Witwe war eine Tochter des Johannes Wey, Subpraefectus in Villmergen. Sie hatte den um 7 Jahre jüngeren Joachim Wey zum Bruder, der später Arzt, Bezirksrichter, Grossrat und sogar Regierungsrat werden sollte. Sie heiratete dann in zweiter Ehe den Hans Jakob Brunner in Hilfikon. Anna Maria Michel war ihrem Stiefvater und den später geborenen Kindern immer sehr verbunden. Die Familie Michel in Hilfikon war angesehen und reich. Der Grossvater der kleinen Anna Maria Michel wird als «Stathalter» im Gemeindebuch der Bürgerschaft von Hilfikon erwähnt. Erhalten ist ein Kaufbrief vom 16. Juni 1796, in dem ein Acker aus dem Vermögen des verstorbenen Josephus Michel verkauft wird. Als «Vogt Joseph Michels sel. Kind» werden «hochw. Herr Vicarius Michel und Fürsprech Markus Michel» genannt. Über die Jugendjahre der kleinen Anna Maria Michel ist nichts bekannt. Aus dem Bürgerbuch ist ersichtlich, dass das Kind Anna Maria mit seinen Stiefgeschwistern in einer normalen Familie aufwachsen konnte. Es wurden noch drei Schwestern geboren in den Jahren 1800, 1803 und 1805. Die jüngste, Josepha, verehelichte sich 1828 mit Jakob Meyer, dem Gemeindeammann von Hilfikon. Obwohl diese Schwester schon

<sup>145)</sup> Siehe Bemerkungen zur Briefsammlung, Anhang S. 137.

<sup>146)</sup> Joseph Michel (1762–1796); Verena Wey (1767–1829).

im Februar 1830 starb, blieb Anna Maria auch dem Schwager immer sehr verbunden. Die unverheirateten Schwestern spielten im Leben der Familie Fischer als «die Tanten in Hilfikon» eine grosse Rolle.<sup>147)</sup> Wie kam nun die junge Anna Maria dazu, sich so früh mit Heinrich Fischer zu verehelichen?

Ihr Onkel, der Arzt Joachim Wey, hielt am 12. 11. 1813 Hochzeit mit Heinrich Fischers ältester Schwester Magdalena (geb. 1793). Bei diesem fröhlichen Anlass wird die bildhübsche Anna Maria den jungen Heinrich Fischer kennen gelernt haben. Es war sicher eine Liebesheirat, die die beiden im kommenden Sommer, am 11. Juli 1814, in des Onkel Pfarrers hübscher Kirche in Oberwil eingingen, und beide Familien werden mit der Wahl der Brautleute sehr einverstanden gewesen sein. Reich und schön war das Paar, alles schien gegeben für ein glückliches Leben! Und doch sollte dieser Ehestand der jungen Braut so viel Schweres bringen.

Zuerst kamen frohe Jahre mit der Geburt von zwei Töchterchen 1815 und 1816. Doch schon 1817 war ein Trauerjahr. Im April starb das zweite Töchterchen, kaum ein halbes Jahr alt, und im Juni war der Tod des geliebten, treubesorgten Onkels zu beklagen, des Pfarrers von Oberwil. Er setzte Anna Maria zur Alleinerbin ein. Sie erhielt von ihm die Summe von 19 231 Franken.<sup>148)</sup> Mit diesem Geld kaufte dann Heinrich Fischer 1818 einen zweiten Hof, auf dem die Familie Fischer das Jahr 1819<sup>149)</sup> verbrachte. Ob Anna Maria mit diesem unruhigen Hin und Her einverstanden war? Sie hatte ja im Oktober 1818 ihr drittes Kind, den kleinen Franz Xaver Heinrich, geboren; zum Zeitpunkt der Rückkehr in das ursprüngliche Heim war sie in Erwartung des 4. Kindes, das im April 1820 zur Welt kommen sollte. Diese unstete Seite ihres Gatten und die Prozesse, die er führte<sup>150)</sup>, werden ihr schon zu schaffen gemacht haben! Doch was für ein zärtlich liebender Gatte muss Heinrich Fischer gewesen sein, der 1819 aus dem Militärdienst, seiner jungen Frau, «per Expressen» dieses beschwingte Brieflein schreibt:

*«Zu Aarau, auf dem Schachen  
im Lager, den 25. Juni 1819*

*Liebstes Weibchen! Beste Seele!*

*Schon am zukünftigen Dienstag kannst Du mich abholen, also am 29ten diess, an welchem Tag Du zur Mittagszeit Dich in Aarau beym Weissen*

<sup>147)</sup> Sie starben 1870 und 1883 und vermachten den drei zu der Zeit noch lebenden Kindern ihrer Stiefschwester eine ansehnliche Erbschaft.

<sup>148)</sup> Diese Summe wird erwähnt beim Verkauf des «Schwanen» an Anna Maria Fischer, geb. Michel, im Jahre 1835 (siehe Anmerkung 158).

<sup>149)</sup> Schon im Februar 1820 zog die Familie wieder in den «Schwanen» zurück.

<sup>150)</sup> Prozesse Heinrich Fischers: 1815 – 1817, 1816 – 1818, 1831 – 1832, 1833, 1854 – 1855; siehe Kapitel »Der junge Schwanenwirt«, 1. Unterkapitel.

Rössli mit Exerciermeister Lüthard, wens möglich ist, einfinden  
kannst; unter 1000 Küssen grüsst Dich Dein Dich sehr liebender  
Mann Heinrich Fischer

Adieu, lebe gesund und wohl mit unseren Kleinen.»

Zu Hause in dem Dorf in Luzern  
d. 25<sup>ten</sup> Junij 1819

Lieber Briefchen! Lust zu lesen!

Du am zukünftigen Dienstag kommst du mich  
abholen, ab am 29<sup>ten</sup> Junij, am nächsten Tag du  
zur Mittagzeit dich in Basel beim kaiserlichen  
Rössi mit Exerciermeister Lüthard, wenn  
möglich ist einfinden kannst; unter 1000 Küssen  
grüsst dich dein dich sehr liebender  
Mann Heinrich Fischer

Adieu lebe gesund, und wohl mit unseren  
Kleinen.

Brief Heinrich Fischers vom Jahre 1819 aus dem Militärdienst an seine junge  
Frau.

1822 war dann das zweite, noch grössere Trauerjahr, als innerhalb einer Woche zwei der Kinder starben, das einzige, dreieinhalbjährige Söhnlein und ein achtzehn Monate altes Töchterchen. – Dann ging es auf und ab mit Freuden und Sorgen; Freuden bei der Geburt der weiteren Kinder: 1823, 1825, 1827, 1828 (der zweite Sohn), 1830 das letzte der Kinder, Sorgen wegen der stets bedrohlichen Kinderkrankheiten, und weil 1824 ein neu geborenes Töchterchen kurz nach der Geburt starb, und wohl auch 1825, als Heinrich Fischer wiederum ernsthaft daran dachte, umzuziehen <sup>151)</sup>. Zum Glück fand er keinen geeigneten Pächter für den «Schwanen», und so blieb der Umzug mit den vielen kleinen Kindern der Familienmutter erspart!

Aus dem Jahr 1826 ist wiederum ein sehr schöner Brief des Heinrich Fischer an seine «liebe Frau» <sup>152)</sup>, und von 1829 sogar ein Gedicht auf ihren Namenstag erhalten.

Vom Jahr 1827 stammen die schönen Portraits der Eheleute, Anna Maria, hübsch gekleidet, mit einem Perlenkamm in den sorgfältig gelegten Löckchen, hat etwas Bezwingendes in ihrem freundlichen und doch leicht melancholischen Gesichtsausdruck. Mit ihren rosenroten Wangen und dem klaren Blick ist sie so lebendig dargestellt, dass es kaum erstaunen würde, wenn sie plötzlich zu reden begänne. Jahrelang konnte ich mich im Elternhaus in diese beiden Bildnisse vertiefen, die Joh. Caspar Moos gemalt hat, der ein bedeutender Portrait-Maler war; von ihm stammen Altarbilder der Kirchen von Jone und Cham <sup>152a)</sup>.

1829 lösten sich traurige und frohe Ereignisse ab: Im April starb die geliebte Mutter in Hilfikon, am 4. Juni wurde ihr Mann, der als Ersatzmann in die gesetzgebende Behörde des Kantons einrückte, als Grossrat gefeiert. Dies war der Beginn seiner steilen Karriere. 1830 war das Schicksalsjahr. Zwar war noch am ersten April, mitten in die Zeit der allgemeinen Beliebtheit, das Töchterchen Marie, als letztes der 10 Kinder geboren worden, doch im Leben Heinrich Fischers sollte jetzt die Politik die erste Stelle einnehmen. Die Gattin mag diese Entwicklung mit Wehmut verfolgt haben.

Als dann im Wintermonat die Ereignisse sich überstürzten, als Heinrich Fischer in dieser Zeit der Entscheidung eine bestimmte Richtung einschlug, konnte Anna Maria ihrem hochgemuten und für seine Sache begeisterten Mann, der bereit war, alles zu opfern, auf seinem Wege nicht mehr folgen. Zu sehr drückten wohl die alltäglichen Kümernisse, die Sorge um die sechs noch verbliebenen Kinder und wohl auch eine

<sup>151)</sup> Inserat im «Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizer Boten» vom 24. November 1825, Nr. 47, siehe Kapitel "Der junge Schwanenwirt", 1. Unterkapitel.

<sup>152)</sup> Diese und weitere Briefe Heinrich Fischers an seine Frau befinden sich im Anhang. (1826 weilte Frau Fischer zur Kur in Baden, wohin ihr der Gatte den lebenswerten Brief sandte).

<sup>152a)</sup> Siehe Schweizer Künstler-Lexikon 2, Frauenfeld (1905–1917), 419 f und Kdm Aargau, 4, 287/88.

bange Ahnung um den Gemütszustand ihres Gatten die 34-jährige Frau darnieder. Ihr war ja der hitzige und zugleich schwermütige Charakter ihres Mannes nicht unbekannt, und sie wird wohl befürchtet haben, dass er für eine politische Laufbahn nicht die erforderliche Härte werde aufbringen können, und dass der Triumph nur kurz sein würde. Was sie aber wohl nicht voraussehen konnte, war, dass die politische Situation im Freiamt sich so verhärten würde, dass Stolz und Liebe der Mitbürger sich in kurzer Zeit in Verachtung wandeln sollten.

Inbezug auf die Verbundenheit zur Familie konnte zwar Heinrich Fischer noch am 23. Juni 1831 in seiner Rede vor dem Grossen Rat sagen: «Ungewiss für mein künftiges Schicksal, für Leben, Familie und Vermögen, verliess ich eine zärtlich geliebte Gattin, ich verliess sechs physisch und geistig gut geborene Kinder, die mir näher liegen als mein eigenes Leben . . .»<sup>153)</sup>

Warum sich die beiden Gatten in der Prüfungszeit ab 1831 nicht wieder finden konnten, um zusammen das Schwere der kommenden Jahre zu ertragen, bleibt ein Geheimnis. Die politischen Differenzen allein können es nicht gewesen sein, denn auch Frau Fischers Verwandtschaft war liberal gesinnt, ihr einziger Onkel, Joachim Wey, stand im gleichen Lager wie Heinrich Fischer, desgleichen ihr Schwager Gemeindeamman Jakob Meyer aus Hilfikon. Zudem war der Beistand, den sich Frau Fischer nach der Trennung wünschen konnte, Obrichter Josef Leonz Müller von Muri, auch auf der liberalen Seite und wurde von den kirchlichen Kreisen um Pfarrer Groth sehr angefeindet. Obrichter Müller bemühte sich, vermittelnd zwischen den Parteien zu wirken, doch konnte man ihm im Freiamt seine Rolle im Jahre 1835 nie verzeihen.

Aus der Lücke im Ausgabenbuch für das ganze Jahr 1834 muss angenommen werden, dass Heinrich Fischer eine schwere Krise durchmachte, wie sich solche auch aus späteren Jahren nachweisen lassen. Er war wohl in eine tiefe Depression gefallen, der seine Frau, statt mit Einfühlungsvermögen, hilflos gegenüberstand.

Die Stimmungsschwankungen, denen Heinrich Fischer unterworfen war, mochten für seine nächsten Angehörigen beinahe unerträgliche Formen annehmen. Wir fragen uns, wie es möglich war, dass Heinrich Fischer einen so harten Brief an seine Tochter Nanette schicken konnte, als sie ihm zu seinem 46. Geburtstag gratulierte<sup>154)</sup>. 1849 schreibt Johann an seine Schwestern<sup>155)</sup>: «Papa ist wunderbarlich, und ein Besuch könnte Euch unangenehmer sein als ihm selbst.» Ein andermal hebt Jean (wie er in der Familie genannt wurde) Papas auffallende Men-

<sup>153)</sup> Siehe Anhang Seite 114 unten.

<sup>154)</sup> Siehe Anhang, Brief Heinrich Fischers vom 19. Juni 1836.

<sup>155)</sup> Brief Jeans vom 13. 5. 1849.

schenscheu hervor: <sup>156)</sup> Als die Haushälterin schwer krank war und Jean schon in Zürich studierte, versah Heinrich Fischer den ganzen Haushalt wochenlang allein, nur, um keine fremde Person um sich zu haben. «Ein merkwürdiger Mann . . . ohne mir Nachricht zu geben, ohne eine andere Magd einzustellen, hat er Alles selber besorgt, war Koch, Krankenwart, Magd, Knecht, Herr, Alles miteinander!» Diese «Wunderlichkeit», die schon vor der Trennung einsetzte, und beinahe fanatische Äusserungen Fischers, wie sie aus dem Frühjahr 1841 bezeugt sind <sup>157)</sup>, dürfen wohl als Grund der inneren Entfremdung der Eheleute angesehen werden.

Heinrich Fischer und seine Frau, die sich ja aus religiösen Gründen nicht hatten scheiden lassen, hätten wohl trotz der Spannung nicht getrennt gelebt, wenn nicht wegen der Besetzung des Freiamtes 1835 für Heinrich Fischer das Leben in Merenschwand unmöglich geworden wäre. Hätte er nicht Lenzburg, sondern Bremgarten oder Wohlen zum neuen Wohnsitz gewählt, wäre es denkbar gewesen, dass die Familie dem Vater gefolgt wäre. Heinrich Fischer wünschte ja ausdrücklich, dass Frau und Kinder ihm nach Lenzburg folgen sollten. Dies wiederum war für die tief religiöse Frau unzumutbar; zu dieser Zeit war in einem protestantischen Städtchen für eine katholische Familie weder Gottesdienstmöglichkeit noch Religionsunterricht gewährleistet. Frau Fischer hatte also einen schweren Gewissensentscheid vor sich. Da sie finanziell unabhängig war und auch auf eine Gesinnungsänderung ihres Mannes hoffen konnte, wollte sie den Kindern die angestammte Heimat erhalten und Merenschwand nicht verlassen. So kaufte sie 1835 Wirtshaus und Hof <sup>158)</sup> ihrem Manne für 30 000 Franken ab und führte bis 1860 diesen grossen Betrieb auf eigene Rechnung. Sie hatte, wie es aus dem Ausgabenbuch ersichtlich ist, meist eine Magd und zwei Knechte, dazu natürlich noch Tagelöhner und Handwerker, die auf die Stör kamen. Die grossen Töchter hatten in Küche und Wirtshaus mitzuhelfen. Dies war ein Grund, warum Marie lieber im Pensionat als zuhause weilte und flehentlich um Verlängerung des Aufenthaltes bat. <sup>159)</sup> Frau Fischer war sehr tüchtig und führte Landwirtschaft und Gasthaus mit Umsicht und fester Hand, wie eine Generation zuvor Heinrich Fischers Mutter.

<sup>155)</sup> Brief Jeans vom 13. 5. 1849.

<sup>156)</sup> Brief Jeans vom 18. 1. 1850.

<sup>157)</sup> Brief Heinrich Fischers an Karl Rudolf Tanner vom 9. May 1841 (Siehe Anhang Seite 115).

<sup>158)</sup> Gemeinde-Archiv Merenschwand, Kaufprotokollbuch Nr. 8, 460 ff. (20. 2. 1835). – Von diesem Kaufpreis wurden ihr 20 000 Franken für eingebrachtes Frauengut abgezogen, so dass ein Restbetrag von 10 000 Franken blieb; 4000 Franken erstattete sie Hch. Fischer zum Kauf eines Ackers in Lenzburg zurück (siehe Anhang, Brief vom 31. 5. 1837), den Rest inklusive Markzins am 5. 5. 1838 (gemäss Ausgabenbuch).

<sup>159)</sup> Brief von Josephine an Marie in Villingen, worin die Verlängerung des Aufenthaltes erwähnt wird (12. 4. 1850).

Liebe Babette!

Hier überschicke ich dir den verlangten Kranz, nebst Beiliegendem, zum  
Andenken deiner ersten heiligen Kommunion.  
Möge Unschuld, Tugend und Frömmigkeit deine grösste Zierde  
sein, so ist mein Wunsch erfüllt. Bitte den göttlichen Heiland  
der mit der Fülle seiner Gnade in deinem Herzen seine Einkehr  
nehmen wird, dass er dein Herz vor Versuchung bewahren wolle,  
damit du unter seiner göttlichen Leitung des Himmels  
würdig werden mögest, welches herzlich wünscht

deine

deine liebe Mamma

Merenschwand, den 16. April 1836.

Brief von Heinrich Fischers Frau an ihr Töchterchen Babette in Zug (Institut  
«Mariä Opferung») anlässlich der Erstkommunion von Babette 1836.

Liebe Babette!

Hier überschicke ich dir den verlangten Kranz, nebst Beiliegendem, zum  
Andenken deiner ersten heiligen Kommunion.

Möge Unschuld, Tugend und Frömmigkeit deine grösste Zierde sein, so ist  
mein Wunsch erfüllt. Bitte den göttlichen Heiland, der mit der Fülle seiner  
Gnade in deinem Herzen seine Einkehr nehmen wird, dass er dein Herz vor  
Versuchung bewahren wolle, damit du unter seiner göttlichen Leitung des  
Himmels würdig werden mögest, welches herzlich wünscht

deine dich liebende Mamma

Merenschwand, den 16. April 1836



In allen juristischen, finanziellen, aber auch in menschlichen Belangen stand ihr der Beistand, Oberrichter Müller, hilfreich zur Seite. Frau Fischer bedankt sich dafür nicht nur mit dem üblichen Honorar, sondern im November 1839 mit einer goldenen Uhr! <sup>160)</sup> – Das Klima zwischen den Eheleuten hat sich nach der Trennung so abgekühlt, dass Heinrich Fischer in den notwendigen Briefen folgende Anrede findet: «Tit. Frau und Kinder!» oder an einer anderen Stelle: «An des hier Unterzeichneten Familie!»

Erst nach dem Tode des Sohnes kann er wieder schreiben: «Meine lieben Frau und Kinder!»<sup>161)</sup>

Die Gattin ihrerseits benennt Heinrich Fischer im Ausgabenbuch mit «Herr Fischer in Lenzburg», dem sie die noch fällige Restanz der Kaufsumme überweist. <sup>162)</sup>

Nach der Übernahme von Hof und Wirtshaus musste sich Frau Fischer mit allen Kräften dagegen wehren, von Lenzburgs Waisenbehörde einen Beistand zu erhalten. Den für sie negativen Entscheid beim Bezirksgericht zog sie bis vor Obergericht, wo ihr Recht zugesprochen wurde. <sup>163)</sup> Daraufhin erhielt sie dann, wie gewünscht, Oberrichter Müller aus Muri als «rechtlichen Beistand».

Doch dieser Kampf hatte von der tüchtigen Schwanenwirtin nicht nur Gerichts- und Advokaturkosten verlangt, sondern auch die Anmut aus ihrem Gesicht weggezaubert und sie frühzeitig altern lassen. Der Kampf ums Überleben in Merenschwand, die Sorgen mit dem grossen Betrieb und den heranwachsenden Töchtern, die alle eine standesgemässe Ausbildung erhielten, all das veränderte das früher sanfte, liebeliche Wesen der Anna Maria geb. Michel, wie es uns noch in dem Portrait von 1827 begegnet war. Die Schwanenwirtin wurde eine resolute Geschäftsfrau, gewohnt ans Erteilen von Befehlen, und die erwachsenen Töchter hatten es später nicht immer leicht, mit der Mama auszukommen. Für etwas mehr Freiheit in Geldfragen wandte sich Caroline an Oberrichter Müller, damit er in diesem Sinne auf die Mama einwirke <sup>164)</sup>. Frau Fischer war trotz ihrer Frömmigkeit nicht so konservativ, wie man es sich vorstellen möchte. So hatte sie neben der konservativen «Badenerzeitung» auch den freisinnigen «Schweizerboten» abonniert. <sup>165)</sup>

Als wohlthätig war Frau Fischer zeitlebens bekannt. Immer wieder sind Almosen unter ihren Ausgaben vermerkt. Nach dem Verkauf des

<sup>160)</sup> Ausgabenbuch, 16. Wintermonath 1839 (Fr. 100 für die goldene Uhr).

<sup>161)</sup> Briefe Heinrich Fischers vom 31. 5. 1837, 16. 3. 1845, 19. 5. 1853 (siehe Anhang).

<sup>162)</sup> Ausgabenbuch, 5. Mai 1838.

<sup>163)</sup> Erkenntnis des Obergerichts vom 19. 11. 1838.

<sup>164)</sup> Dies ist erwähnt in einem Brief von Oberrichter Müller an Josephine vom 29. Juni 1861.

<sup>165)</sup> Ausgabenbuch, Dezember 1860, «für die Badenerzeitung Fr. 4.65», ebda., Juni 1861, «Für den Schweizerboten Fr. 5.–».



*Frau Fischer im Alter*

«Schwanen» am 11. Juni 1860 <sup>166)</sup> legte Frau Fischer für zwei wohltätige Stiftungen in ihrem Heimatkanton eine schöne Summe beiseite. Leider konnte nur eine dieser Stiftungen ausfindig gemacht werden, die «Michel'sche Stiftung» in Hilfikon, die noch heute besteht und dank derer Anna Maria Fischer geborene Michel heute noch segensreich wirken kann. <sup>167)</sup>

Frau Fischer hatte sich noch für eineinhalb Jahre Wohnrecht im «Schwanen» ausbedungen. Im Spätsommer 1861 zog sie zur Miete in das Haus des Alt-Lehrers und Händlers Jakob Trottmann in Muri, 1865 dann mit ihrer Tochter Caroline nach Luzern, wohl, um sich den

<sup>166)</sup> Frau Fischer verkaufte alle Gebäude und Ländereien zu einem Wert von Fr. 77 000 an Alois Staub aus Menzingen, der die Tochter eines Vetters von Heinrich Fischer geheiratet hatte: Maria Anna Fischer (1828–1870). Am 18. 2. 1880 wurde der «Schwanen» aus der Geldstagsmasse des Alois Staub weiter verkauft für 51 700 Franken. Wir ersehen daraus, wie tüchtig Frau Fischer gewirtschaftet hatte. Gemeinde-Archiv Merenschwand, Fertigungsprotokollbuch Nr. 8 (1857–1861, 379), (1879–1884, 51). Von 1909–1922 war dann der «Schwanen» im Besitz von Gottlieb Fischer, einem Urenkel von Heinrich Fischers Grossvater.

<sup>167)</sup> Gemeinde-Archiv Hilfikon, Stiftungsurkunde, unterzeichnet von Anna Maria Fischer, geb. Michel, am 10. Weinmonat 1861. Es handelt sich um eine Stiftungssumme von 2000 Franken, deren Zinsen verwendet werden sollen, falls die ehelichen Nachkommen der Michel von Hilfikon ihrer nicht bedürftig sind, «für die Erziehung und Schulung armer Kinder in Hilfikon».

ständigen Nachfragen nach dem verschollenen Gatten zu entziehen.<sup>168)</sup> Umgeben von Caroline und Johanna, starb sie, nach längerer Krankheit, am 2. November 1869 und wurde «Im Hof» zur letzten Ruhe gebettet.<sup>169)</sup>

### **Die älteste Tochter Maria Anna (genannt Nanette)**

**Klostername: Frau Johanna Henrica**

(9. 10. 1815 – 24. 1. 1898)

Nanette hat als einziges der Kinder noch Erinnerungen an das schöne und unbeschwerte Familienleben ihrer jungen Eltern. Ihre Mutter war erst 19 Jahre alt, als sie das Töchterchen zur Welt brachte. Als Spielkameraden hatte Nanette wohl ihren Onkel Peter Paul Brögli, der keine zwei Jahre älter war und als spätes Einzelkind im Hause des Gemeindeammanns Josef Leonz Brögli aufwuchs; ihre drei nächstfolgenden Geschwisterchen hatte Nanette nämlich 1817 und 1822 verloren.

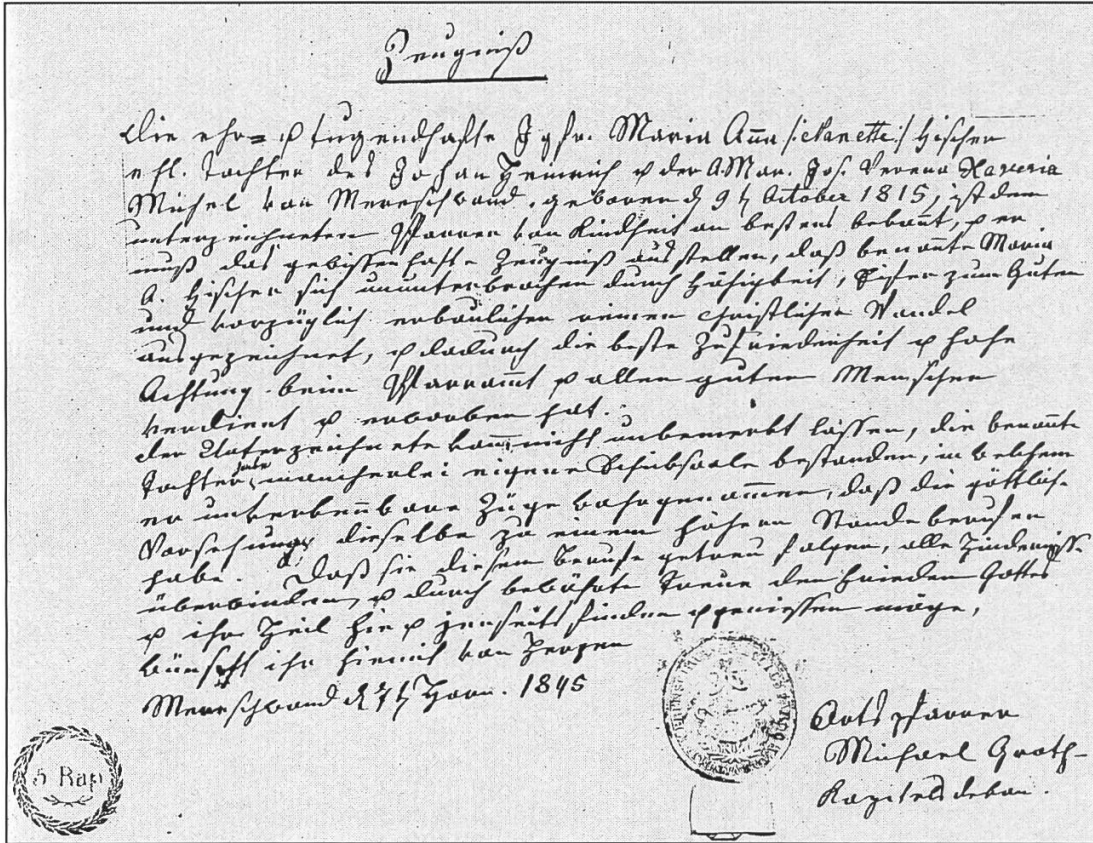
Die frühen Briefe<sup>170)</sup> des Heinrich Fischer sind voll überschwänglicher Zärtlichkeit, und in dieser Atmosphäre lagen die prägenden Jahre der kleinen Nanette. Sie hatte wohl von allen Kindern die stärkste Bindung an den Vater, den sie liebte, verehrte, bewunderte. Als er auf dem Höhepunkt seiner Popularität stand, war sie 15 Jahre alt. Wahrscheinlich verlebte sie diese dramatischen Tage zuhause, denn ihr Ausbildungsaufenthalt im Kloster Mariä Opferung in Zug ist vom Winter 1828 bis August 1830 bezeugt.<sup>171)</sup> Sie war sehr begabt für Handarbeiten und für Musik, schwärmerisch, wie ihr Vater, dem sie charakterlich sehr glich, vor allem im Alter. Leider ist kein Bild von ihr erhalten. Das eheliche Unglück ihrer Mutter mag Nanette bewogen haben, eine Familiengründung nicht als begehrens-

<sup>168)</sup> 1866, nach dem Tod von Oberrichter Müller, erhielt Frau Fischer einen neuen Beistand, «Amtsrevisor Fischer von Benzenschwyl». Trotz Nachforschungen an Ort und Stelle konnten keine Akten über Frau Fischer und ihren Nachlass in Benzenschwyl gefunden werden. Die Notiz über den neuen Beistand steht im Gemeindeprotokoll Merenschwand vom 13. 9. 1866.

<sup>169)</sup> Nach der Testamentseröffnung erschien im Luzerner Tagblatt vom 28. 2. 1870, Nr. 57, folgende Notiz: «Eine menschenfreundliche Wohlthäterin, Frau A. Maria Fischer geb. Michel sel. von Merenschwand, wohnhaft dahier, hat letzthin vor ihrem Absterben ihren christlichen Wohltätigkeitssinn in sinniger Weise bethätiget. Laut ihrer letzten Willensverordnung testierte dieselbe: für die hiesige Blindenanstalt Fr. 300, für die Rettungsanstalt auf Sonnenberg Fr. 200, für den Irrenfond Fr. 100. Nebstdem bedachte die mildthätige Geberin die armen, elternlosen Kinder zweier Gemeinden in ihrem Heimatkanton mit reichlichen Spenden. Dank der edlen Wohlthäterin.» Dieselbe Notiz, etwas gekürzt, erschien auch in der Neuen Zürcher Zeitung, Nr. 108, vom 1. März 1870.

<sup>170)</sup> Briefe Heinrich Fischers vom 25. 6. 1819, 15. 7. 1826, 26. 7. 1829.

<sup>171)</sup> Ausgabenbuch: Nanettes Ausbildung vom 30. Dec. 1828 bis August 1838 kostete 334 Franken.



Sittenzeugnis für Nanette Fischer von Pfarrer Michael Groth aus dem Jahre 1845. Ein solches Zeugnis benötigte Nanette für den Klostereintritt.

**Zeugnis**

Die ehr- und tugendhafte Jgfr. Maria Anna (Nanette) Fischer ehl. Tochter des Johan Heinrich und der A. Mar. Jos. Verena Xaveria Michel von Merenschwand, geboren den 9. October 1815, ist dem unterzeichneten Pfarrer von Kindheit an bestens bekannt, und er muss das gewissenhafte Zeugnis ausstellen, dass benannte Maria A. Fischer sich ununterbrochen durch Fähigkeit, Eifer zum Guten und vorzüglich erbaulichen reinen christlichen Wandel auszeichnet, und dadurch die beste Zufriedenheit und hohe Achtung beim Pfarramt und allen guten Menschen verdient und erworben hat.

Der Unterzeichnete kann nicht unbemerkt lassen, die benannte Tochter habe mancherlei eigene Schicksale bestanden, in welchem er unverkennbare Züge wahrgenommen, dass die göttliche Vorsehung dieselbe zu einem höhern Stande berufen habe. Dass sie diesem Berufe getreu folgen, alle Hindernisse überwinden, und durch bewährte Treue den Frieden Gottes und ihr Heil hie und jenseits finden und geniessen möge, wünscht hiermit von Herzen

Ortspfarrer Michael Groth  
Kapitelsdekan

Mereschwand den 7. Horn. 1845

werte Zukunft zu sehen. Schon früh trug sie sich mit Klosterplänen,<sup>172)</sup> die sie aber vorläufig zurückstellte, um ihrer geprüften Mutter beizustehen. Sie amtete ab 1838 als Arbeitslehrerin in Merenschwand, wobei die Mädchenarbeitschule in einem Zimmer des Schwanenwirthshauses abgehalten wurde.<sup>173)</sup> 1842 wurde Nanette zur Oberlehrerin für die weiblichen Arbeitsschulen des Bezirks Muri ernannt,<sup>174)</sup> und dieses Amt hatte sie inne bis zum Eintritt ins Noviziat 1844.<sup>175)</sup> Sie muss sich mit Pfarrer Groth, ihrem Seelenführer, den Klostereintritt gut überlegt haben, denn aus Briefen geht hervor, dass sie verschiedene Frauenklöster, z.B. Wil und Wurmsbach, besuchte<sup>176)</sup> und sich dann endgültig für St. Katharinental entschied. Ausschlaggebend für die Wahl mag die Persönlichkeit der Priorin gewesen sein,<sup>177)</sup> von der drei Briefe an Nanette erhalten sind. Die Priorin ermuntert Nanette, noch einen «Wiederholungskurs in Musik» zu machen, bevor sie ins Kloster eintrete. Ein Klavier war ja schon seit 1832 im «Schwanen» gestanden. Vater Fischer hatte es damals für 230 Franken gekauft.<sup>178)</sup>

Die Priorin nennt Nanette in einem dieser Briefe «eine kostbare Perle», und später, im Brief an die Mama vor der Profess, schreibt sie dieser: «Ich hoffe, Ihre Tochter werde eine vergnügte Klosterfrau. Sie hat geprüft, und man hat ihr nichts verborgen; im Gegentheil, so inniglich ich sie liebe, ihre Jugend, Verstand und Begabung schätze, so sehr dringe ich darauf, dass sie lieber austrete, als mit Widerwillen oder nur halber Neigung diesen Beruf sich erwähle.»<sup>179)</sup> Aus der Zeit kurz vor Nanettes Klostereintritt ist ein Briefentwurf an ihren Vater erhalten. Wir wissen nicht, ob der Brief abgeschickt wurde, oder nicht. Daraus ersehen wir, dass Nanette mit Oberrichter Müller, als ihrem Fürsprecher, zu Papa fahren wollte, um von ihm die Einwilligung zu diesem Schritt zu erhalten. Nanette schreibt in diesem Entwurf, sie habe die Post verfehlt und deshalb nicht persönlich kommen können. Für uns ist aber ersichtlich, dass Nanette, da sie ja nicht mit dessen Einwilligung rechnen konnte, wohl lieber schriftlich ihre Gedanken äusserte. Bei dem heftigen Charakter, sowohl des Vaters als auch der Tochter, wäre es höchstens zu einem unerquicklichen Auftritt gekommen!

<sup>172)</sup> Briefe Nanettes vom 18. 2. 1841 und 21. 3. 1841.

<sup>173)</sup> Der Jahreslohn für die Arbeitslehrerin Anna Maria Fischer betrug 1843 90 Franken; für das Lokal im «Schwanen» erhielt Frau Fischer eine Entschädigung von 24 Franken; StA AG, Dossier Rechnung der Schulpflege Merenschwand 1819–59, 8.

<sup>174)</sup> Brief des Bezirksschulrats an Nanette Fischer vom 21. 12. 1842.

<sup>175)</sup> 30. 7. 1844, Demissionsschreiben der Nanette Fischer an den Präsidenten des Bezeirksschulrats Weibel. StA AG, Dossier Schule Merenschwand 1821–1846.

<sup>176)</sup> Erwähnung im Brief der Priorin an Nanette vom 27. 5. 1844.

<sup>177)</sup> Priorin ab 1836 bis zu ihrem Tode war Dominica Bommer, die einen ausgedehnten, z.T. veröffentlichten Briefwechsel mit bekannten Persönlichkeiten führte (Konrad Kuhn, Thurgovia Sacra 3, Frauenfeld 1883). Briefe der Priorin an Nanette: 3. 2. 1844, 4. 3. 1844, 27. 5. 1844.

<sup>178)</sup> Ausgabenbuch, 1832, Brachmonat 10.

<sup>179)</sup> Brief der Priorin vom 15. 6. 1846.

Deutlich wird auch in diesem Brief, dass es Nanette als Zumutung ansieht, durch ihr «Daheimbleiben» der Familie den Vater zu ersetzen: «Der liebe Gott wird die Meinigen beschützen und ihnen diejenige Hülfe senden, die sie bedürfen, und die ich ihnen ja doch nie leisten könnte, da sie über meine Kräfte steigt. Bethen für sie, sei hingegen meine Pflicht... und der ewig Güthige wird ihnen Vater sein.»<sup>180)</sup>

Des Weiteren versucht Nanette den Vater wieder in die angestammte religiöse Umgebung zurückzuführen, und sie spart nicht an Rhetorik und Gefühlsausbrüchen. Sie stellt dem Papa seinen eigenen Stiefbruder, den um 23 Jahre jüngeren Peter Paul Brögli, als Beispiel eines aufrechten Katholiken vor Augen. Eben hatte Nanette während Wochen diesen Verwandten in einer lebensbedrohenden Krankheit gepflegt und seine Geduld und Ergebenheit bewundert. Nanette erkennt klar den ruhelosen Seelenzustand ihres Vaters und möchte ihm helfen mit ihrer eigenen Überzeugung: «Ergreifen Sie dies (das vorgestellte Ideal), und der Friede wird wiederkehren!»

Als dann am 4. August 1846 Nanette ihre Profess feierte, brachte die «Stimme von der Limmat»<sup>181)</sup> am 15. August einen Bericht von dieser Feier, der die junge Klosterfrau sehr aufregte. Sie schrieb darüber ihrer Mutter<sup>182)</sup>: «Ich hätte freilich nie gedacht, dass der öffentliche Akt meiner Berufswahl Anlass geben würde, zu einer öffentlichen Darstellung unserer Familienverhältnisse, worin Vater und Bruder so übel bezeichnet sind . . . Ich konnte mit Gleichgültigkeit ertragen, dass die Meinigen, dass ich, genannt war, allein, dass Trennung, religiöse Zustände und Lebensweise darin ausgesprochen, dieses so ziemlich deutlich als Beweggrund für meinen Schritt, und mich als Versöhnopfer, als Helfende durchs Gebet bezeichnet zu sehen, hat mich eher aufgebracht. Durch letzteres hat der Verfasser nicht nur die Sache vor der Welt lächerlich gemacht, sondern gewiss auch den Namen eines Dummkopfs erhalten.»<sup>183)</sup>

<sup>180)</sup> Briefentwurf an den Papa, ohne Datum (wohl Sommer 1844).

<sup>181)</sup> «Stimme von der Limmat» (= konservatives Blatt von J.N. Schleuniger), vom 15. 8. 1846, Nr. 65, 259.

<sup>182)</sup> Brief von Nanette an ihre Mutter vom 10. 9. 1846.

<sup>183)</sup> Die «Stimme von der Limmat» hatte folgendes geschrieben: «Von den jungen Professinnen sind drei Bürgerinnen von Thurgau, die vierte ist eine Aargauerin, die älteste Tochter des berühmten Schwanenwirths von Merenschwand, der bekanntlich an der Spitze des 30-er Revolutionssturmes der Freiämter gestanden, und nun seither mehrere Jahre von Gattin und Töchtern losgerissen, als Bürger von Lenzburg in dortigem Städtchen, wirr und dürr lebt, seinen einzigen Sohn, den er der Mutter entzogen, seinen protestantischen Mitbürgern zum Opfer brachte, und zum grössten Herzeleid der Familie protestantisch erziehen lässt. Die wackere Mutter mit ihren ebenso wackeren Töchtern findet nun im Kloster St. Katharinal eine Art Sühnung durch ihre nunmehrige Johanna Henrica (so heisst sie nun, und Johannes heisst der Bruder, Heinrich der Vater), welche durch das Gebet diesen zweien helfen soll.»

Zitate aus dem Bericht der «Stimme von der Limmat» erschienen, mit hämischem Kommentar versehen, auch im «Aarauer Kurier» vom 18. August 1846 Nr. 66, 263.

Eigenartigerweise wird Nanette Jahrzehnte später auch dieselben seelischen Zustände durchleiden wie ihr Vater, ruhelos ihre Altersjahre und, von Vorwürfen gequält, ihre letzten Krankheitstage verleben. So darf aus der Ähnlichkeit von Vater und Tochter doch eine erbliche Disposition zu seelischem Leiden angenommen werden, und aus dieser Disposition mag auch vieles, was im Charakter Heinrich Fischers zwielichtig bleibt, besser verstanden werden. In den allerersten Jahren ihres Ordenslebens ist Frau Johanna sicher eine glückliche Klosterfrau gewesen.

Sie war jedoch schon immer kränklich, litt viel an Migräne, später an rheumatischen Schmerzen. Viele ihrer Briefe, Briefe an sie und Briefe unter den Familiengliedern kreisen um den Gesundheitszustand der Frau Johanna. Schon 1851 wurde auf Ersuchen ihres Beichtvaters von der Nuntiatur eine Erlaubnis ausgestellt, des Inhalts, dass Frau Johanna wegen der Obsorge für Erziehung und Bildung von 12 Mädchen vom Chorgebet und einem Teil des Officiums dispensiert sei.<sup>184)</sup>

Johanna gab Unterricht in dem im Kloster neu eröffneten Waisenhaus für arme, mittellose Mädchen.<sup>185)</sup> Sie tat dies mit Freude, Hingabe und viel Geschick. In den Briefen nach Merenschwand bittet sie immer wieder um Strohhalme, um mit den Mädchen die im Freiamt beliebten Stroh-Arbeiten zu flechten.

Johanna amtete auch als Organistin bei allen feierlichen Gottesdiensten. Leider starb die verehrte Priorin Dominica Bommer schon 1854, und deren Nachfolgerin nach kurzer Amtszeit 1862. Unter der Leitung der letzten Priorin Katharinentals, Thomasina Hasler, scheint es für Johanna im Konventsleben Schwierigkeiten gegeben zu haben. Aus den Briefen ist ein gewisses «Malaise» zu spüren, und 1863 musste sich auf Mamas Betreiben sogar Oberrichter Müller in einem Brief an den Abt von Rheinau wenden. Dieser wohnte nach seiner Vertreibung aus dem Kloster Rheinau eine Zeitlang in St. Katharinental, und Oberrichter Müller musste sich bei ihm dafür verwenden, dass Frau Johanna erlaubt würde, einen Augenarzt zu konsultieren.<sup>186)</sup> Dass man sich nicht direkt an die Priorin wandte, ist vielsagend!

Auf jeden Fall erstaunt es nicht, dass bei der Aufhebung des Klosters St. Katharinental Johanna sich nicht der Mehrheit des Konvents anschliessen wollte, um nach Schänis und später nach Weesen zu ziehen. Johanna verlangte und erhielt die Dispens, zu ihrer kranken Mutter zu ziehen, sie zu pflegen und als «weltlich gekleidete Chorfrau» ihre Gelübde weiterhin zu halten. Einige Wochen vor der gewaltsamen Schliessung des Klosters zog aber Johanna schon zu ihrer Schwester Josephine nach Frauenfeld. Dies gab

<sup>184)</sup> Akten von St. Katharinental im Klosterarchiv Weesen (31.1.1851).

<sup>185)</sup> 1842 war die Klosterschule mit Internat gegründet worden, um die drohende Aufhebung des Klosters zu verhindern (Kuhn, Thurgovia Sacra 3, 207).

<sup>186)</sup> Brief des Oberrichters an den Abt von Rheinau, Leodegar Ineichen, vom 26.5.1863.

Anlass zu einem lebhaften Briefwechsel zwischen Abt Leodegar und Johannes Schwager Carl Rogg, denn Johanna hatte die offizielle Antwort des Nuntius nicht abgewartet!<sup>187)</sup>

Diese Selbständigkeit, ja Querköpfigkeit, hat sich nach ihrem Wiedereintritt in die Welt von Jahr zu Jahr verstärkt. Neben der Eigenbrödelei erinnert auch die innere Unruhe auffallend an Heinrich Fischer.

Frau Johanna konnte sich nur noch kurze Zeit mit Caroline in die Pflege der kranken Mutter teilen. Die Mama starb am 2. November 1869 in Luzern, und darauf trennten sich die beiden Schwestern; jede führte ihr eigenes Leben, denn jede der drei Töchter hatte von ihrer Mutter rund 30 000 Franken geerbt.<sup>188)</sup> Dazu erhielt Johanna noch vom Kanton Thurgau ihre Pension als Chorfrau, die auf 1100 Franken pro Jahr angesetzt war.<sup>189)</sup>

In den fast dreissig Jahren, die ihr noch zu leben vergönnt waren, verwaltete Frau Johanna ihr Geld so gut, dass sie an ihrem Todestag über ein Vermögen von über 70 000 Franken verfügte. Sie war als wohlthätig bekannt bei allen kirchlichen Einrichtungen; sie stiftete u. a. für die Kirche von Merenschwand den «Antonius-Altar».<sup>190)</sup> Die innere Unruhe zeigte sich nicht nur im Tätigen von allzu weltlichen Geldgeschäften, sondern auch in der Unmöglichkeit, längere Zeit am selben Ort zu verweilen. Da aus der Zeit zwischen 1869 und 1892 keine Briefe vorhanden sind, können nur aus den letzten sechs Lebensjahren Schlussfolgerungen gezogen werden.

Johanna, die ja immer sehr um ihre Gesundheit besorgt gewesen war, reiste von Kuraufenthalt zu Kuraufenthalt. Um ein langes Alter zu erreichen, bediente sie sich auch sogenannter Wundermittel und schreckte nicht vor dem Verzehr einer gehackten Maus zurück, wie Albert Büchi seiner Frau ganz entsetzt mitteilt.<sup>191)</sup> Nach Luzern wohnte sie einige Jahre in Schänis, dann lebte sie zeitweise in Fischingen und in Hermetschwil, wo sie an einer Lungenentzündung erkrankte; auf Betreiben von Pfarrer Josef Keusch vermachte sie zwei Tage vor dem Tod ihr Gesamtvermögen ihm und seinem Bruder Andreas Keusch, um «wenn möglich, das Gebäude des ehemaligen Klosters Muri anzukaufen, zum Zwecke der Errichtung einer Salesianischen Anstalt im Sinne des hochw. Herrn Don Bosko sel.»

<sup>187)</sup> Briefe des Abtes Leodegar an Carl Rogg vom 1./3./5./8. August 1869 (Die offizielle Antwort des Nuntius konnte trotz Nachfrage im Archivio Segreto Vaticano vom 13.10.1988 nicht gefunden werden). Die Antwortbriefe von Carl Rogg an den Abt datieren vom 2. und 6. August 1869 (Klosterarchiv Einsiedeln: Rheinauer Archiv, Korr. Abt Leodegar Ineichen).

<sup>188)</sup> Im Familienarchiv, im Haushaltungsbuch von Carl Rogg vermerkt: «Hinterlassenschaft A.M. Fischer, geb. Michel».

<sup>189)</sup> Brief Josephines an Caroline, die ihrer Schwester die Beschlüsse des Grossen Rats des Kantons Thurgau darlegt (6.6.1869).

<sup>190)</sup> Brief von Johanna Fischer an Albert Büchi, Freiburg, der als Gatte von Johannes Nichte das Geld von Johanna Fischer verwaltete.

<sup>191)</sup> Brief vom 17.8.1897.



Damit hatten ihre Angehörigen nicht einmal auf die persönlichen Gegenstände oder Möbel von Frau Johanna ein Anrecht, und sie strengten einen Prozess an, der bis vor Obergericht geführt wurde. Pfarrer Keusch aber hatte zum Notar noch zwei beglaubigte Zeugen ans Krankenbett geholt, und so blieb das Testament rechtskräftig.<sup>192)</sup> In der Nacht auf den 24. Januar 1898 starb Johanna Fischer und wurde auf dem kleinen äusseren Klosterfriedhof, nahe der Kirche, in Hermetschwil, beerdigt.

Nanette, die ihrem Vater so sehr glich, hat also auch bei ihrem Abschied von der Welt ihre Angehörigen<sup>193)</sup> schockiert zurückgelassen. Die innere Angst, zu wenig Verdienste als gute Klosterfrau gesammelt zu haben, trieben sie auf dem Totenbett zu dem Entschluss, ihr Vermögen ganz für gute Zwecke herzugeben. Mitbestimmend war sicher dabei auch der Gedanke einer Wiedergutmachung dem Kloster Muri gegenüber, an dessen Untergang sie ihren Vater mitschuldig gehalten hatte.

Das Geld der Johanna Fischer ist nach Aufhebung der nicht lange funktionierenden «Salesianischen Rettungsanstalt» der Gebrüder Keusch dem Pflegeheim im ehemaligen Kloster Muri zugute gekommen<sup>194)</sup> und hat so, dem Willen der Stifterin entsprechend, dem Klostergebäude eine würdige Verwendung und der Gemeinde Muri Segen gebracht!

## **Die Töchter Barbara, Caroline, Josephine, Marie**

*Die Tochter Maria Barbara, genannt Babette (26. 2. 1823 – 17. 6. 1856)*

Babettes Geburt wurde sicher mit grosser Freude entgegen gesehen, denn, obwohl sie das fünfte Kind der Familie Fischer war, konnte doch nur die siebeneinhalbjährige Nanette das Schwesterchen begrüßen. In den Jahren 1816–1822 waren drei Kinder in zartem Alter hinweggestorben. Von Babette ist am wenigsten bekannt, sie bleibt ganz im Hintergrund. Sie war, wie es aus den Briefen der Geschwister hervorgeht, vor ihrem Tod schon mehrere Jahre kränklich gewesen. Babette weilte, wie ihre älteste Schwester, zur Ausbildung in Zug (1835/36), und als sie dort 1836 ihre Erstkommu-

<sup>192)</sup> Abschrift: «Letztwillige Verfügung», 22. Januar 1898, mit Stempel des Bezirksgerichts Bremgarten.

<sup>193)</sup> Johannas Angehörige waren: zwei Schwestern, ein Schwager und zwei Nichten.

<sup>194)</sup> Die Pläne der Gebrüder Keusch für die Gebäulichkeiten des Klosters Muri konnten nicht verwirklicht werden. Nach vielem Auf und Ab und Versuchen aller Art verkauften die Gebrüder Keusch am 1.6.1909 den Ostflügel mit Park und Garten, das kleine Ökonomiegebäude und das Wasserrecht für 256 519 Franken. Als Gründungsbeitrag schenkten die Gebrüder Keusch dem Verein «Kantonale Pflegeanstalt Muri» den Betrag von 100 000 Franken und überliessen diesem auch den Restbetrag des Legates von ehrw. Sr. Johanna Fischer im Betrag von 29 053 Franken. Diese Nachricht und der Bericht über Johannas Krankheit und Testament aus der Sicht der Erben in den Erinnerungen von Andreas Keusch-Abbt, veröffentlicht von A. Keusch, Pfarrhelfer in: Dorfchronik von Muri für das Jahr 1966, 32–48.

nion feierte, erhielt sie einen schönen Brief ihrer Mama zu diesem Fest. Dies ist der einzige persönliche Originalbrief der Gattin Heinrich Fischers, der erhalten blieb.

Auch von Babette ist nur ein einziger Brief, aus dem Jahre 1850, auf uns gekommen und bezeichnenderweise auch an die Mama gerichtet. Über die Beziehung Babette's zum Vater ist gar nichts bekannt. Ob Babette auch als Arbeitslehrerin amtierte, ist nicht klar erwiesen, da nur ein einziges diesbezügliches Zeugnis vorliegt, das sich auch auf eine andere Person gleichen Namens beziehen könnte.<sup>195)</sup>

Babette erkrankte Ende Mai 1856 schwer und starb drei Wochen später. Über ihre Todeskrankheit (Leberleiden) ist ein Brief von Dr. med. P.P. Brögli an seine Nichte, Frau Johanna in St. Katharinental, erhalten (20. 6. 1856).

### *Die Tochter Caroline (25. 4. 1825 – 18. 5. 1909)*

Von ihr, dem siebten Kind der Familie Fischer, sind zwar nur sechs Briefe erhalten, dafür aber das von grossem Mitgefühl getragene Tagebuch über Krankheit und Tod der jüngsten Schwester Marie. Die schriftlichen Zeugnisse vermitteln uns eine interessante und selbständig denkende Persönlichkeit. Sie hing sehr an ihrem Vater und setzte alles in Bewegung, dass Heinrich Fischer 1854 nach dem Tod des Sohnes den Weg zurück nach Merenschwand fand. Der Vater konnte sich zwar nicht mehr in Merenschwand einleben, und er hielt sich bald hier, bald dort auf; aber der Kontakt mit der Familie war doch wieder hergestellt, und der ruhelose Heinrich Fischer verbrachte von da an immer wieder ein paar Tage bei seiner Familie. Caroline erhielt als einzige der Fischer-Töchter ihre Ausbildung bei den Ursulinerinnen in Freiburg. Die zwei älteren Schwestern waren in Mariä Opferung in Zug gewesen, die zwei jüngeren werden bei den Ursulinerinnen in Villingen ihre Pensionatsjahre verbringen. Caroline war von 1839–41 in Freiburg. Der Wechsel nach Freiburg mag seinen Grund in Schwierigkeiten mit den Merenschwander Verwandten gehabt haben. Vielleicht scheute sich Frau Fischer, Caroline nach Zug zu geben, wo eine Tochter von Heinrich Fischers Vetter, dem Gemeindeammann Joh. Caspar Fischer, Frau Mutter war. Frau Fischer musste ja wegen ihren Eheschwierigkeiten ständig mit den Merenschwander Behörden verhandeln! Caroline hat in Freiburg eine ausgezeichnete Ausbildung genossen, die ihr erlaubte, 1848 Arbeitsschul-Inspektorin des Bezirks Muri zu werden. Diese Stellung hatte sie bis zum Frühjahr 1861 inne. Dann amtierte sie etwa ein Jahr als Gouvernante auf Schloss Laufen bei Familie Bleuler. Nach dieser Zeit

<sup>195)</sup> Arbeitsbestätigung aus Benzenschwyl. Darin ist von einer Barbara Fischer von Merenschwand, Arbeitslehrerin, die Rede (Gemeinde-Protokoll Benzenschwyl 15. 2. 1843).

lebte Caroline mit ihrer Mutter zuerst in Muri, dann in Luzern, und nach deren Tod privatisierte sie in Zug, wo sie bis ins hohe Alter verblieb. Ihre letzten Jahr verbrachte sie in der Nähe ihrer Nichte Marie Büchi-Rogg in Freiburg. Hier starb sie hoch betagt im Mai des Jahres 1909.

Carolines Verbundenheit mit Merenschwand beweist ein Vermächtnis von 2000 Franken an ihre Heimatgemeinde, das am 20. September 1909 verdankt wurde.



*Josephine im Jahre 1849.  
Bleistiftzeichnung ihres Bruders Jean.*

*Die Tochter Josephine (27. 2. 1827–8. 6. 1898)*

Josephine, das achte Kind in der Geschwisterreihe, wirkte durch ihr heiteres Wesen und ihren ausgeglichenen Charakter verbindend zwischen den so verschiedenartigen Schwestern. Mit dem einzigen Bruder verband sie ein besonders inniges Verhältnis, wie es die erhaltenen Briefe beweisen. Vom plötzlichen Tod des Bruders wurde Josephine so mitgenommen, dass sie selbst schwer erkrankte und die Familie sich grosse Sorge um sie machte.<sup>196)</sup> Josephines Beschreibung des unbeschwerten Institutslebens in Villingen,

<sup>196)</sup> Brief des Heinrich Fischer vom 19. Mai 1853 (siehe Anhang Seite 117).

wo sie überaus gerne weilte, und der etwas gedrückten Familienatmosphäre in Merenschwand sind sehr aufschlussreich. Josephine weilte vom Sommer 1845 bis Frühjahr 1847 in Villingen. Es mag erstaunen, dass die Ausbildungszeit für Josephine so spät angesetzt wurde. Nach den schwierigen Zeiten im Freiamt erlaubten es wahrscheinlich die finanziellen Verhältnisse der Mutter erst in diesem Zeitpunkt wieder, ein Kind für die Ausbildung wegzugeben.

Auf der Hin- und Rückreise von Villingen war Josephine regelmässig ein paar Tage zu Besuch bei ihrer Schwester in St. Katharinental, mit der sie auch brieflich viel Kontakt hatte. Diese Briefe, in einem angenehmen, fließenden Stil geschrieben, zeugen von Josephines vielseitiger Begabungen. Sie lernte feine Handarbeiten, zeichnete gerne, spielte und sang zur Gitarre.

Bei den vielen Besuchen in St. Katharinental lernte sie auch ihren künftigen Gatten, den jungen Fürspreh Carl Rogg, Sohn des Klosterverwalters Dominik Rogg, kennen. Am 27. Mai 1861 fand die Hochzeit in der Klosterkirche zu St. Katharinental statt, gefolgt von dreitägigen Festlichkeiten für alle Angestellten des Klosters und die Mädchen der damaligen Klosterschule.

Die Hochzeitsreise führte das junge Paar nach München, von wo Josephine begeisterte Briefe schrieb. Aufgeschlossen für alles Schöne, freute sie sich an Theatern, Opern und Konzerten.

Kaum waren die Jungverheirateten in ihrem Heim in Frauenfeld eingetroffen, kündigte Papa seinen Besuch an, der Josephine begreiflicherweise nicht gelegen kam.<sup>197)</sup>

Aber der Koffer erschien in Frauenfeld ohne Besitzer, und so nahm das Drama vom Verschwinden des Papa seinen Anfang. Josephine erlitt es zutiefst mit, wie es aus den Briefen jenes Sommers ersichtlich ist. Sie war, wie auch ihre Schwestern Nanette und Caroline, dem Vater besonders verbunden gewesen, hatte ihn auch vor der Rückkehr in die Familie immer wieder in Lenzburg besucht. Bei einem Besuche schien Papa wieder einmal in einer sehr schwierigen Phase zu sein: Er sprach so lange in belehrendem Ton auf die junge Frau ein, um sie für seine Glaubensüberzeugung zu vereinnahmen, dass Josephine fluchtartig den Freihof in Lenzburg verliess und zu Fuss zu ihren Verwandten nach Hilfikon eilte, von wo sie einen Brief mit der Beschreibung dieser Szene nach Hause schrieb.<sup>198)</sup>

Am Anfang von Josephines Ehe stand so durch Papas Verschwinden ein Schatten, und es folgten noch mehr Prüfungen für das junge Paar, das sich so hoffnungsfroh zusammengefunden hatte: die drei ersten Kinder, drei Knäblein, starben eines nach dem andern, ohne dass das eine das nächstfolgende Geschwisterchen erlebt hätte. In den Jahren 1868, 1869, 1870 wurden noch drei Töchterchen geboren, von denen das mittlere auch noch in zartem

<sup>197)</sup> Brief Josephines vom 25. Juni 1861.

<sup>198)</sup> Brief Josephines vom 4. Dezember 1852.

Alter starb. Von der ältesten Tochter Marie stammen die einzigen Nachkommen des Heinrich Fischer ab; die zweite Tochter wurde Klosterfrau in Menzingen und führte so eine alte Familientradition weiter.

Josephine, die immer alle so geliebt hatten, ertrug all die schweren Schicksalsschläge mit grosser Ergebung, und während der langen Zeit ihrer letzten Krankheit hatte sie noch die Freude, zwei Enkelkinder in die Arme nehmen zu dürfen. Josephine starb im gleichen Jahr 1898 wie ihre älteste Schwester Nanette; das Andenken an ihr liebevolles Wesen, ihre Geduld und ihren Starkmut blieb in der Familie bis heute lebendig.

### *Die Tochter Marie*

(1. 4. 1830 – 21. 7. 1852)

Marie, das jüngste Kind des Schwanenwirts, wurde in dem Jahr geboren, da der Vater auf der Höhe seines Ruhmes stand. Maries früheste Kindheit war schon nicht mehr unbeschwert, da Heinrich Fischer kurz nach seinem Triumph die Abkehr der Mitbürger von Merenschwand erleben musste und sein Gemütszustand sich von der hochgemuten und leutseligen Stimmung des Dezemberzuges schon bald in Verbitterung und Melancholie wandelte. Diese Stimmung mag für kurze Zeit, da Marie ihren Vater noch als Kleinkind erlebte, vorherrschend gewesen sein. Als das Kind fünf Jahre alt war, verliess der Vater die Familie und nahm ein Jahr später auch Maries Spielkameraden, den Bruder Jean, mit nach Lenzburg.

Wir wissen nur wenig von Marie aus den drei Briefen, die aus den Jahren 1850/51 erhalten geblieben sind. Diese Briefe stammen aus der Zeit, wo Marie in Villingen (1848 – 50) im Pensionat überaus glückliche Jahre verlebte, und von einem Kuraufenthalt auf dem Menzberg im Sommer 1851. Marie muss einen heitern, liebenswürdigen Charakter gehabt haben, denn alle Geschwister liebten sie sehr und konnten sich über den frühen Tod kaum trösten lassen. Caroline führte ein ausführliches Tagebuch über die letzten Krankheitstage und den Tod der geliebten Schwester (11. – 21. 7. 1852), die nach langem Todeskampf wie eine Heilige an der gefürchteten Lungenschwindsucht gestorben ist.

Der Vater spielt in all den Schriftstücken, die Marie betreffen, kaum eine Rolle.<sup>199)</sup> Ob er an der Beerdigung teilnahm, ist fraglich, da er erst nach dem Tode Jeans über sein Gelübde hinweg kam, «nie wieder den Boden Merenschwands zu betreten».<sup>200)</sup>

<sup>199)</sup> Doch von Maries letzten Tagen überliefert uns Caroline folgende Worte: «O! der gute Papa! Ich hoffte immer, ihn noch einmal zu sehen und nun geschieht es nicht mehr, sage ihm, wenn du ihn triffst, dass ich auf dem Sterbebett an ihn gedacht habe, dass ich ihm für alle Wohltaten danke und ihn um Verzeihung bitt' für mein ganzes Leben.» (Tagebuch, 4).

<sup>200)</sup> Brief Heinrich Fischers vom 5. Mai 1836.

## **Legenden zu den nachfolgenden Farbseiten**

Seite 81

*Bildscheibe des Ehepaars Heinrich und Verena Fischer in Merenschwand vom Jahre 1648. (Text dazu S. 10) Paul Boesch beschreibt die Bildscheibe im Artikel: Schweizerische Glasgemälde im Ausland. Die ehemalige Sammlung in der Ermitage in Petersburg (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 1, 1939, S. 229).*

*Ich gebe hier eine Zusammenfassung der Beschreibung!*

*Dargestellt ist das Martyrium des hl. Vitus, des Kirchenpatrons von Merenschwand. Der Heilige steht in einem Kessel, unter welchem 2 Männer ein Feuer schüren. Auf der linken Seite der Szene steht in einer Nische der hl. Kaiser Heinrich, der Namenspatron des Stifters, rechts ist die hl. Verena, als Namenspatronin der Frau, dargestellt. Unter der Mittelgruppe sehen wir das Fischer-Wappen, darunter die ganze Stifterfamilie, links der Vater mit seinen 8 Söhnen, rechts die Mutter mit ihren drei Töchtern. Sechs Söhne und die Mutter sind mit einem silbernen Kreuz über dem Kopf bezeichnet, also schon gestorben, als die Scheibe hergestellt wurde.*

Seite 82 und 83

*J. Caspar Moos malte 1827 den Schwanenwirt Joh. Heinrich Fischer und seine Gattin A. Maria geb. Michel.*

*(Text dazu S. 63)*

Seite 84

*Gasthof zum Schwanen Merenschwand.*



*Bildscheibe des Ehepaars Heinrich und Verena Fischer, 1648.*



*Johann Heinrich Fischer, 1827.*





*A. Maria Fischer, geb. Michel, 1827.*



*Gasthof zum Schwanen, Merenschwand.*

## **Der einzige Sohn Johann, genannt Jean**

(21. 5. 1828 – 15. 5. 1853)

Johann wurde als neuntes der zehn Kinder geboren. Er war der einzige Sohn, nachdem ein Brüderchen, Franz Xaver, schon 1822 im Alter von dreieinhalb Jahren an einer Kinderkrankheit, fast gleichzeitig mit der kleinen Magdalena (geb. 1820) gestorben war.

Das Knäblein durfte, als «Tellenbub» verkleidet, neben seinem Vater bei dem triumphalen Einzug in Merenschwand am 12. Dezember 1830 auf dem Pferd sitzen.

Als der Vater 1835 Hof und Wirtshaus «zum Schwanen» verliess und nach Lenzburg zog, scheint es, dass er den Sohn noch nicht sofort mitgenommen hat, denn im Ausgabenbuch der Frau Fischer werden unterm 26. Brachmonat 1836 noch «Kleider für Jean» vermerkt.

Es muss für die Mutter sehr hart gewesen sein, dass ihr der einzige Sohn entzogen wurde. Aus den Briefen, die zwar aus späterer Zeit stammen, erfährt man, dass Johann, den alle «Jean» nannten, oft in Merenschwand weilte und zu Mutter und Schwestern ein sehr herzliches Verhältnis hatte. Als er in Zürich studierte, baten sie ihn oft um kleine Besorgungen (Spitzen, Bänder, Knöpfe u.s.w.), die er mit Humor und Liebenswürdigkeit ausrichtete. Besonders zugetan war er den zwei ihm im Alter nächststehenden Schwestern Josephine (geb. 1827) und Marie (geb. 1830). Aber auch die älteste Schwester Nanette (geb. 1815) sorgte sich immer sehr um ihn, und Jean besuchte sie in St. Katharinental noch vor der endgültigen Abreise zu den ausländischen Studienorten. Er vermerkte in seinem «Rechnungstagebuch», dass er von der Mutter Priorin in Katharinental einen Dukaten «Viaticum» erhalten habe (August 1851). Es sollte darnach dann wirklich kein Wiedersehen mehr geben!

Jean besuchte zuerst die Schulen im protestantischen Lenzburg, dann die Kantonsschule Aarau. Als er dort 1843 zum Konfirmandenunterricht angemeldet wurde, versuchten am 30. Dezember 1843 Mutter und Schwestern ein letztes Mal, durch den kath. Kirchenrat ihren Einfluss geltend zu machen, um den offiziellen Übertritt in die andere Konfession zu verhindern.<sup>201)</sup> Durch regierungsrätlichen Beschluss wurde aber festgestellt, die Entscheidung liege beim Vater, obwohl dieser nie offiziell zur protestantischen Konfession übergetreten war. So wurde denn Jean am 18. März 1845 konfirmiert, wie es der Vater in seinem am selben Tag geschriebenen Brief der Mutter und den Schwestern feierlich mitteilt.<sup>202)</sup>

<sup>201)</sup> Regierungsratsprotokoll, 1843, 1038. Die Antwort auf das Ansuchen der Mutter lautete, «dass man sich in dieser Angelegenheit wegen und in Hinblick auf § 14 der Verfassung, der die Gewissensfreiheit garantiere, zu keiner Schlussnahme veranlasst finden könne.»

<sup>202)</sup> siehe Anhang.



*Schattenriss vom Jahre 1850.  
Dargestellt ist Johann Fischer als Student der Verbindung «Helvetia».*

### **Legende zur nebenstehenden Seite:**

*Sittenzeugnis der Universität Würzburg für Johann Fischer.  
Bei jeder Immatrikulation an einer Universität mussten damals die Studenten ein Sittenzeugnis der vorher besuchten Hochschule vorweisen.*

#### **Sitten-Zeugniss**

Dem am 5t. Novb. 1852 immatrikulirten Candt. Mede. Herrn Johann Fischer aus Lenzburg i.d. Schweiz wird hinsichtlich seines Verhaltens auf der hiesigen Univeristät vom obigen Tage bis zum heutigen bezeugt, dass derselbe ein den akademischen Gesetzen entsprechendes klagefreies Betragen stets beobachtet habe.

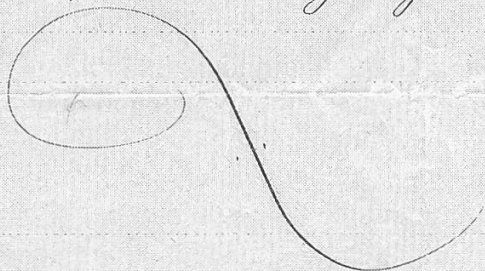
Zur Urkunde dessen ist dieses Zeugnis unter dem Insigel des Universitäts-Polizei-Directoriums eigenhändig unterzeichnet worden.

Würzburg am 16ten September 1852.

(Die Urkunde enthält einen Fehler: J. Fischer wurde nicht 1852, sondern 1851 immatrikulirt!)

Königlich Bayerische Julius-Maximilians Universität  
**WÜRZBURG.**  
 Sitten-Bequils

Am am 5<sup>ten</sup> Novbr. 1852 immatriculirten Cand. med.  
 Herrn Johann Fiecher aus Lengfurt i. d. Pfalz,  
 wird hinsichtlich seines Verfalls auf die folgende Universität zum abgelaufenen  
 Tage bis zum fünftägigen Antritt, daß derselbe sich  
 dem akademischen Fache Geometrie mit besonderem Fleiße  
 gewidmet hat, nachstehend bescheinigt.



Zur Bekräftigung dieses Zeugnisses ist das Zeugnis der Universitätspolizei  
 vorgezeichnet und von dem zuständigen Rector und dem Vorstand  
 der Universitätspolizei vorgezeichnet worden.

Würzburg am 10<sup>ten</sup> September 1852.

Der Rector

Vorstand des Directoriums

der königl. Universität

der Universitätspolizei



*Schrey*



*V. n.  
 L. v. n.  
 h. v. n.*

*V. n.*

1849 legte Jean die Maturitätsprüfung ab. Jean, der musisch begabt war (er spielte die Geige und zeichnete sehr schön), weist kein hervorragendes Maturitätszeugnis auf. Die beste Note ist «gut» in deutscher Sprache und Physik, sonst erreicht er nur «genügend», in «philosophischer Propädeutik» sogar «ungenügend».

Grosses Interesse zeigte der Jüngling an Bergwanderungen und am Sammeln von Alpenpflanzen. Er belegte auch Reitkurse und nahm zweimal, wie es im Rechnungs-Tagebuch vermerkt ist, an den eidgenössischen Turnfesten teil.

Jean reiste viel umher in den zwei Jahren, die er in Zürich studierte. Er wohnte dort bei einem Dr. Locher im «Mohrenkopf».

1849 machte er Exkursionen nach Engelberg und auf die Rigi, 1850 auf den Rautispitz im Glarnerland. Im Sommer desselben Jahres unternahm er eine grosse Reise nach La Chaux-de-Fonds, ans eidgenössische Turnfest, von da nach Lausanne, Genf, Freiburg, und über Bern, Solothurn, Olten wieder heim nach Lenzburg. Im August 1850 reiste er ans dreitägige Helvetierfest nach Langenthal. Er war dieser Verbindung, bei der sein Vater Ehrenmitglied war, mit Begeisterung beigetreten. Aus dem Sommer 1850 ist ein Schattenriss erhalten, der den jungen Medizinstudenten mit Mütze und Studentenband zeigt.

1851 findet in St. Gallen wieder ein Turnfest statt, das Jean besucht, und er benutzt die Gelegenheit, um das Appenzellerland zu erkunden. Im Herbst 1851 beginnt er mit seinen Auslandsemestern, die ihn zuerst nach Würzburg, dann ein Jahr später nach Prag und Wien führen werden. Er studiert fleissig, besucht aber auch Theater, Opern und Bälle. Die Briefe, die er nach Hause schreibt, geben uns interessante Einblicke in das Leben eines Schweizer Studenten an ausländischen Universitäten um die Mitte des letzten Jahrhunderts. In Prag erkrankt Jean im Frühjahr 1853 an Typhus, den er aber übersteht. Er reist dann in geschwächtem Zustand nach Wien, wo er 14 Tage nach seiner Ankunft schwer erkrankt und am 15. Mai 1853 an einem Nervenfieber stirbt.

Leider sind keine Briefe von Heinrich Fischer an seinen Sohn oder von Jean an «Papa» erhalten. Möglicherweise hatte der Vater nach dem Tod des Sohnes diese Korrespondenz zu sich genommen und auch bei seinem geheimnisvollen Verschwinden auf sich getragen. Dieser Sohn hatte ja für den verbitterten Vater alles bedeutet! Aus den sonstigen erhaltenen Briefen lässt sich auf ein gutes Verhältnis zum Vater schliessen. Es wird zwar gelegentlich angetönt, der Vater «sei wunderbar», doch ohne, dass sich der Sohn darüber beklagte. In einem Brief aus Würzburg (14. 12. 1851) bittet Jean seine Angehörigen in Merenschwand, diesen Brief auch an Papa weiterzuleiten.

In den Briefen, die nach Jeans Tod nach Hause gelangten, äussern die Studienkollegen, die von Jeans Sterben berichten, ein gewisses Befremden, dass Jean auch den Freunden gegenüber nie etwas über die komplizierten Familienverhältnisse erzählte, so dass sie Mühe gehabt hätten, die Adressen

Sonntag den 15. Mai, Nachts halb 11 Uhr, starb am Typhus, nach einem dreiwöchentlichen Krankenlager,

## Herr Johann Fischer,

Candidat der Medizin,

24 Jahre alt, protestantischer Religion, gebürtig aus Lenzburg in der Schweiz.

Die übliche Einsegnung der Leiche geschieht in der Pfarrkirche der Allervorstadt, und von da aus findet das Leichenbegängniß, Mittwoch den 18., Nachmittags halb 4 Uhr, Statt, wozu sämmtliche Freunde und Bekannte des Verstorbenen hiermit freundschaftlichst eingeladen werden.

Wien, den 17. Mai 1853.

Die schweizerischen Studierenden der Medizin.

*Todesanzeige von Johann Fischer, verfasst von den Freunden und Kommilitonen.*

der Angehörigen zu finden. Dies zeigt uns, dass der sensible Johann, der so früh aus der heimischen Umgebung gerissen worden war, an dieser Situation wohl sehr gelitten hat.

Dass Jean das Medizin-Studium gewählt hatte, ist in dieser Familie nichts Aussergewöhnliches. Es gibt in der näheren und weiteren Verwandtschaft Ärzte:

Der Sohn eines Veters von Heinrich Fischer, Peter Leonz Fischer,<sup>203)</sup> war Arzt in Merenschwand gewesen und sehr früh gestorben. Der Onkel von Jean, Peter Paul Brögli, Stiefbruder seines Vaters, war von 1838 an Arzt in Merenschwand. Der Arzt und spätere Regierungsrat Joachim Wey von Bremgarten war von Vaters und Mutters Seite mit Jean verwandt. Ein anderer Vetter Heinrich Fischers, von dessen Mutters Seite, war der Arzt Johann Josef Huber in Boswil, dessen Sohn Johann Jakob ebenfalls Arzt wurde. Auch der Bezirksarzt Josef Leonz Weibel (1805 – 1865) war verschwägert mit Jeans Tante Maria Anna Isler, geb. Fischer.

<sup>203)</sup> Peter Leonz Fischer (1798 – 1829) war der jüngste Sohn des Gemeindeammanns von Merenschwand Johann Caspar Fischer.

<sup>204)</sup> Niklaus Wegmüller, von Walkringen, Kanton Bern, erhielt für die Gemeinde Lenzburg die Niederlassungsbewilligung am 19. 5. 1848: Prot. Kl. Rat, XLVIII, 1848, 432.

Heinrich Fischers Schmerz um den toten Sohn hat in einem trotz seiner Unbeholfenheit ergreifenden Gedicht seinen Niederschlag gefunden. Das Gedicht zeigt uns auch, dass noch im Jahre 1853 Heinrich Fischer seine stillen Verehrer hatte. Der Verfasser ist der Lehrer Niklaus Wegmüller, der es mit folgender Widmung versehen hat: «Herrn Alt-Grossrath Heinrich Fischer im Freihof bei Lenzburg, dem Schweizerischen Biedermann in Rath und That, in Handel und Wandel, von seinem Verfasser und theilnehmenden Freunde N. Wegmüller». <sup>204)</sup>

*Erinnerung*

Leb' wohl, mein Sohn, auf Wiedersehn  
In jenen lichten Zonen,  
Wo Gottes Lüfte reiner wehn,  
und sel'ge Geister wohnen!  
Dort werden wir uns wiedersehn,  
Den Rath des Himmels zu verstehn! –

Für dich schlug warm mein Vaterherz,  
Dein Glück war meine Wonne.  
Ich trutzte jedem Erdschmerz  
Beim Glanze seiner Sonne. –  
Mein Stolz warst du, mein theurster Sohn,  
Seit deiner frühesten Kindheit schon!

Nur dir lebst ich noch ganz allein,  
Dich wünscht ich mir zum Erben;  
Mein letzt Verlangen sollt' es sein  
An deiner Brust zu sterben!  
Dann – gute Nacht – auf Wiedersehn  
In jenen sel'gen Himmelshöhn!

Doch anders hatt' es Gott im Sinn, –  
Ich sollte hier noch weilen,  
Dich aber rief Er zu sich hin,  
Das höchste Glück zu theilen. –  
Geniess es nun! Dein Heil allein  
Kann dort wie hier mein Trost noch sein!

Zu früh, ach! wurd' es für dich Nacht! –  
Kaum lachte dir dein Morgen,  
Riefst du am Ziel: «Es ist vollbracht!  
Leb' wohl, du Welt voll Sorgen!  
Leb' wohl, leb' wohl, auf Wiedersehn  
In jenen sel'gen Himmelshöhn.»



Gepflanzt hast du des Guten viel!  
Du nütztest deine Tage;  
Wie schien das Leben dir ein Spiel, –  
Nie Arbeit eine Plage.  
An dir verlor die Welt den Mann,  
Den sie nur schwer ersetzen kann! –

Zum Vorbild bleib dem Jüngling du,  
In Geist und Herz und Leben,  
Er lern' von dir mit Kraft und Ruh,  
Nach ächter Bildung streben!  
Dein Name werd' mit Ruhm genannt  
Von Allen, die dich hier gekannt!

## Der einsame Heinrich Fischer nach dem Wegzug aus Merenschwand

Nach der Trennung von der Familie bezog Heinrich Fischer zuerst Wohnsitz bei seinem Freund, Regierungsrat Angliker in Niederlenz.<sup>205)</sup> Später wohnte er dann bis zum Bezug seines Neubaus am Schlossberg in Lenzburg.<sup>206)</sup> Einem Aufsatz von H. Rohr entnehme ich die folgenden Angaben:<sup>207)</sup>  
«Wenige Tage nach der Aufnahme ins Bürgerrecht (für das er 2700 Franken entrichten musste) am 2. Juni 1837, kaufte Fischer von Abr. Wiedmer von Othmarsingen um 6300 Franken 5 Juchart Ackerland auf dem Lenzhardfeld, d.h. auf dem heutigen Areal der Konservenfabrik. Ein halbes Jahr später, am 8. Dezember, von Joh. Furter, Gemeinderat von Staufen, für 1500 Franken 1¼ Juchart auf dem Hammer, das ist das Feld unmittelbar oberhalb der heutigen Wisa-Gloria-Werke. Auf diesem Landstück gedachte Fischer für sich und seinen Sohn ein Haus zu bauen. Nach alter Sitte konnte er als Bürger der Stadt einen Zuschuss in Form von Bauholz erwarten. Im

<sup>205)</sup> Angliker Joh. Rudolf, Grossrat, Regierungsrat. Dieser Aufenthalt ist ersichtlich aus einer Glosse im «Waldstätterboten» vom 8. 2. 1836, Nr. 12, 47: «Dieser Mensch (= Heinrich Fischer) hat, nachdem er das Freiamt angeführt auch sein Weib und seine Kinder das gleiche Schicksal fühlen lassen: Er hat sie im Stich gelassen und rupft nun Baumwolle bei Herrn Regierungsrath Angliker in Niederlenz.»

<sup>206)</sup> Brief Fischers vom 20. Juni 1836.

<sup>207)</sup> H. Rohr, Heinrich Fischer, Führer des Freiamtersturms von 1830, Bürger von Lenzburg, siehe Literaturverzeichnis.